

Émile Gaboriau

— — — — —
Monsieur Lecoq



Das Neue Berlin

Émile Gaboriau

Monsieur Lecoq



Das Neue Berlin

IMPRESSUM

ISBN eBook 978-3-360-50033-5

Einer alten Übersetzung nacherzählt von Alice Berger

© 2012 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Neue Grünstr. 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegelverlagsgruppe

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

ÉMILE GABORIAU

Monsieur Lecoq

Kriminalroman

Das Neue Berlin

Der Faschingssonntag fiel in diesem Jahr auf den 20. Februar. Gegen elf Uhr abends verließ eine Streife von Agenten der Sûreté die Polizeistation an der ehemaligen Barrière d'Italie. Sie hatte den Befehl, in dem ausgedehnten Bezirk zwischen der Seine und der Straße nach Fontainebleau, den äußeren Boulevards und den Festungswerken nach dem Rechten zu sehen. In diese Gegend wagte sich damals niemand allein, wenn es dunkel war. Die Soldaten der Forts, die um Urlaub zum Theaterbesuch nach Paris einkamen, erhielten für den Rückweg strenge Ordre, an der Barrière auf Kameraden zu warten und das Gebiet nur in Gruppen von drei oder vier Mann zu durchqueren. Am Tage eine menschenverlassene und vom Baugeschäft noch unerschlossene Ödnis, regte sich hier bald nach Mitternacht gefährliches Leben. Ein Schwarm Obdachloser und Entwurzelter, untermischt von verbrecherischem Gesindel, das die sehr oberflächlichen Formalitäten der schlechtesten Herbergen noch scheute, bezog zwischen den Trümmern verfallener Häuser, Schuppen, Keller die angestammten Quartiere. Alles mögliche war versucht worden, das unheimliche Völkchen zu vertreiben, aber die rigorosesten Maßnahmen hatten nicht gefruchtet. Überwacht, verfolgt, gehetzt, ständig von Razzien bedroht, kehrten die unerwünschten Bewohner mit einer völlig unverständlichen Hartnäckigkeit wieder, wie von einer unwiderstehlichen Kraft getrieben. So war der Bezirk für die Polizisten etwas wie eine ungeheure Mausefalle, in die unaufhörlich aus freien Stücken frische Beute hineinging.

Das Wetter war denkbar scheußlich. Bis vor wenigen Tagen war sehr viel Schnee gefallen, aber nun hatte es zu tauen begonnen. Überall, wo der Straßenverkehr ein wenig lebhaft gewesen war, lag der Schmutz einen halben Fuß tief. Dabei blieb es weiterhin kalt; es herrschte eine nasse

Kälte, die bis in die Knochen drang. Stellenweise lagerte der Nebel so dicht, daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte.

»Ein Hundeleben!« brummte einer der Polizisten.

»Ja«, sagte der Anführer der Streife, ein Inspektor, »ich glaub's schon. Wenn du bloß deine dreißigtausend Francs Rente hättest, wärst du nicht mit uns!«

Alle lachten. Der Inspektor war ein Mann von allgemein anerkannter Autorität, vielleicht nicht übermäßig klug, aber die Winkelzüge und Kniffe des Metiers beherrschte er vollkommen. Lange Praxis hatte ihm unerschütterliche Sicherheit verliehen, ein stolzes Selbstvertrauen und eine Art grobschlächtiger Diplomatie. Diesen Vorzügen und Fehlern verband sich ein unbestreitbarer Mut; er streckte die Hand nach dem gefährlichen Verbrecher mit ebenso großer Gelassenheit wie die Betschwester, die ihren Finger in den Weihwasserkessel taucht.

Er war ein Mann von sechsundvierzig Jahren, stark gebaut, mit harten Zügen, einem martialischen Schnurrbart. Unter buschigen Brauen lugten kleine graue Augen hervor. Er hieß Gevrol. Für gewöhnlich aber nannte man ihn General, was seiner nicht geringen und allen Untergebenen wohlbekannten Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

»Wenn ihr jetzt schon jammert«, fügte er mit knarrender Stimme hinzu, »was soll dann nachher erst werden?«

In der Tat gab es noch nicht allzuviel Grund zu klagen. Noch marschierte der kleine Trupp auf der breiten Straße in Richtung Choisy, die Gehsteige waren verhältnismäßig sauber, und die hellen Fenster der Wirtschaften warfen genügend Licht.

Vor bestimmten Vergnügungsstätten kommandierte Gevrol

»Halt!«, piff auf eine eigentümliche Art, und

augenblicklich kam ein Mann heraus. Gevrol hörte die Rapporte der Polizeiagenten an, und der Marsch ging weiter. Allmählich näherte man sich den Festungswerken.

Die Laternen wurden spärlich, und zwischen den Häusern klafften leere Räume.

»Ab nach links, Männer, übers Feld!« befahl Gevrol. »Wir können hier ein Stück Weg abschneiden. Dann nehmen wir uns die Rue du Chevaleret vor.«

Von nun an wurde das Vorwärtskommen sehr beschwerlich. Die Streife betrat einen kaum erkennbaren Weg, der nicht einmal einen Namen besaß. Tiefe Löcher und große Steine machten jeden Schritt zur Gefahr. Hier gab es keine Laternen mehr, keinen Ausschank, keine Stimmen, nur Finsternis und Stille, so als wäre man tausend Meilen von Paris entfernt.

Die Männer hatten die Hosen bis über die Knöchel aufgekremgelt und rückten langsam vor, nach den Stellen tastend, wo sie den Fuß sicher aufsetzen konnten.

Soeben hatten sie die Rue du Château des Rentiers gekreuzt, als plötzlich ein durchdringender Schrei die Luft zerschnitt. Momentan, wie auf Verabredung, blieben alle stehen.

»Sie haben gehört, General?« fragte einer halblaut. »Ja. Wahrscheinlich wird einer umgebracht, und zwar ganz in der Nähe. Still, wir wollen horchen.«

Sie standen unbeweglich und lauschten mit angehaltenem Atem. Da erscholl ein zweiter Schrei, vielmehr ein langgezogenes Heulen.

»Oho«, rief der Inspektor, »es kommt aus der ›Pfefferbüchse!«

Er setzte sich an die Spitze, und binnen kurzem ragte aus dem Nebel ein Haus auf. In das nicht abreißende Geheul knallten zwei Schüsse. Die Tür war fest verschlossen, aber durch herzförmige Öffnungen in den Fensterläden drang ein rötlicher Schein, als ob innen ein Brand loderte.

Einer der Polizisten stürzte zum nächsten Fenster, während Gevrol an die Tür klopfte, rüttelte und schrie:

»Aufmachen!«

Keine Antwort. Aber man konnte deutlich das Toben eines erbitterten Kampfes, Flüche, ein dumpfes Röcheln und das stoßweise Schluchzen einer Frau unterscheiden.

»Entsetzlich!« rief der am Fensterladen hängende Polizist.

»Das ist ja fürchterlich!«

Von diesem Ausruf angefeuert, donnerte Gevrol zum drittenmal: »Im Namen des Gesetzes!«, trat, da niemand antwortete, einige Schritte zurück, nahm Anlauf und sprengte mit einem Schulterstoß von der Kraft eines Mauerbrechers die Tür.

Der niedrige Saal der Spelunke bot einen Anblick, daß alle Polizisten und sogar Gevrol, von eisigem Grausen gepackt, einen Augenblick regungslos an der Schwelle verharrten. Die Kerzen waren erloschen, aber ein großes, helloderndes Fichtenholzfeuer im Kamin leuchtete bis in den letzten Winkel. Tische, Gläser, Flaschen, Geschirr, zersessene Strohstühle, alles war wild durcheinandergeworfen, zerbrochen, zerstampft, zerhackt. Unweit des Kamins lagen zwei Männer mit ausgestreckten Armen regungslos auf dem Rücken, ein dritter lag mitten im Saal. Etwas außerhalb der Szene, auf den untersten Stufen einer Treppe, die zum oberen Stockwerk führte, kauerte eine Frau. Sie hatte die Schürze über den Kopf gezogen und stieß dumpfe Seufzer aus.

Im Rahmen einer weit offenen Verbindungstür stand ein Mann starr und bleich hinter einem Eichentisch, der wie eine Barrikade wirkte. Er war mittelgroß, nicht mehr jung und trug einen Vollbart. Seine Kleidung war die eines Hafenarbeiters, aber sie hing ihm in Fetzen vom Leibe und war besudelt von Straßenkot, Wein und Blut. Aus seinen Augen flammte rasende Wut, und sein Gesicht war krampfhaft zu einem höhnischen Grinsen verzogen. Aus Wunden am Hals und an den Wangen blutete er stark. In der von einem buntgewürfelten Taschentuch umwickelten rechten Hand hielt er einen fünfläufigen Revolver. Die Mündung zielte auf die Polizisten.

»Ergib dich!« rief ihn Gevrol an.

Der Mann bewegte die Lippen, brachte aber trotz sichtlicher Anstrengung keine Silbe hervor.

»Widerstand ist sinnlos!« fuhr der Inspektor fort. »Wir sind in der Überzahl, du bist gestellt. Also herunter mit der Waffe!«

»Ich bin unschuldig!« kam es abgehackt, mit heiserer Stimme.

»Selbstverständlich! Aber das ist nicht unsere Sache!«

»Ich wurde angegriffen und habe mich zur Wehr gesetzt.

Fragen Sie die Alte. Ich war im Recht.«

Die Bewegung, mit der er diese Worte bekräftigte, hatte etwas so Drohendes, daß einer der Polizisten Gevrol beherzt zurückriß und rief: »Obacht, General! Der Revolver hat fünf Schüsse, und wir haben nur zwei gehört.«

Der Inspektor stieß den Untergebenen beiseite, trat abermals vor und sagte in völlig ruhigem Ton: »Keine Dummheiten, Bursche! Wenn deine Sache gut ist, was ja immerhin sein kann, verdirb sie nicht jetzt!«

Eine furchtbare Unschlüssigkeit prägte die Züge des Mannes. An seinem Fingerdruck hing Gevrols Leben. Er schleuderte die Waffe zu Boden und rief: »So kommt und holt mich!«

Mit Schwung drehte er sich um, duckte sich und stürzte ins Nebenzimmer, wahrscheinlich um durch einen ihm bekannten Ausgang zu entweichen. Gevrol, als hätte er diese Entwicklung geahnt, warf die Arme vor und sprang hinterher. Aber der Tisch hielt ihn auf. »Teufel, der Kerl verschwindet!«

Aber das Schicksal des Mannes war schon entschieden. Während Gevrol unterhandelte, war der Polizist, der zuvor durch das Fenster gespäht hatte, um das Haus gelaufen und zur Hintertür wieder hereingekommen. Als der Mörder Anlauf nahm, rammte er ihn, packte ihn am Gürtel und stieß ihn mit überraschender Kraft und Gewandtheit zurück.

Der Mann versuchte, sich loszuringen, Widerstand zu leisten. Vergebens. Er verlor das Gleichgewicht, taumelte und fiel auf den Tisch, der ihm als Barrikade gedient hatte. Laut genug, daß alle es hören konnten, entfuhr es ihm:

»Verloren... Die Preußen sind da!« Die Entschlossenheit und das einfache Umgehungsmanöver des jungen Agenten entrissen dem Inspektor ein Lob. »Gut, mein Junge, sehr gut! Wahrhaftig, du hast Veranlagung, du kannst es weit bringen, wenn sich dir jemals eine Gelegenheit...«

Wenn er hier abbrach, so deshalb, weil alle seine Leute offensichtlich seinen Enthusiasmus teilten und er plötzlich um seine Autorität fürchtete. Er vollendete schnell: »Mir kam dieselbe Idee, aber ich konnte sie nicht aussprechen, ohne daß der Kerl aufmerksam geworden wäre.«

Der Dämpfer war überflüssig. Die Polizisten kümmerten sich bereits um den Täter. Sie hatten ihm die Hände und Füße gefesselt und banden ihn jetzt an einem Stuhl fest. Er ließ alles ruhig über sich ergehen. Seine Raserei hatte einer dumpfen Niedergeschlagenheit Platz gemacht, wie sie auf übermäßige Anstrengungen folgt. Sein Gesicht drückte nur noch verstörte Wildheit aus, die Apathie der Bestie, die sich plötzlich in der Falle wiederfindet. Offenbar hatte er sich in sein Los geschickt.

»Dann wollen wir uns mal um die anderen kümmern«, befahl Gevrol. »Macht mir Licht, das Feuer flackert ja nur noch schwach.«

An den beiden neben dem Kamin ausgestreckten Gestalten begann der Inspektor seine Untersuchung. Er horchte an ihren Herzen – sie schlugen nicht mehr. Er hielt ihnen seine Uhr an die Lippen – das Glas blieb klar und glänzend.

»Nichts«, murmelte er schließlich, »gar nichts! Die sind tot. Der Bursche hat gut getroffen. Lassen wir sie in der Lage, bis die Kommission kommt, und schauen wir nach dem dritten.«

Dieser dritte, ein blutjunger Mensch, der die Uniform eines Linieninfanteristen trug, atmete noch. Unter dem

halboffenen dicken grauen Rock sah man die nackte Brust. Sie hoben ihn mit der größten Vorsicht auf. Bei jeder Bewegung stöhnte er kläglich. Sie setzten ihn so hin, daß sein Rücken an der Wand lehnte. Er öffnete die Augen und verlangte mit schwacher Stimme zu trinken. Man reichte ihm einen Becher voll Wasser. Nachdem er ihn geleert hatte, holte er tief Atem und schien etwas erholt.

»Wo bist du verwundet?« fragte Gevrol.

»Am Kopf, sehen Sie, hier!« antwortete er, hob den Arm und versuchte, die Stelle zu zeigen. »Oh, wie weh das tut!« Der Polizist, der dem Täter den Rückzug allgeschnitten hatte, trat heran und befühlte mit einer Geschicklichkeit, um die ihn ein alter Wundarzt beneidet hätte, die klaffende Wunde oberhalb des Nackens. Dann sagte er: »Nichts von Bedeutung.«

Aber das Zucken seiner Unterlippe ließ keinen Zweifel, daß er die Wunde für sehr gefährlich, wenn nicht tödlich hielt.

»Ja, nichts von Bedeutung«, bestätigte Gevrol.

»Kopfwunden, die nicht auf der Stelle töten, heilen in Monatsfrist.«

Der Verwundete lächelte traurig. »Ich hab' meinen Teil, das weiß ich. Aber ich beklage mich nicht. Ich hab's verdient.« Bei diesen Worten drehten sich alle Polizisten nach dem Gefesselten um. Sie glaubten, er würde diese Erklärung zum Anlaß nehmen, seine Unschuld erneut zu beteuern. Doch der Mann rührte sich nicht, obwohl er sicherlich alles gehört hatte.

»Ja, ja«, fuhr der Verwundete mit kaum vernehmbarer Stimme fort, »der Bandit Lacheneur hat mich ins Unglück gestürzt.«

»Lacheneur?«

»Ja, Lacheneur, ein ehemaliger Schauspieler. Ich lernte ihn kennen, als ich noch reich war... denn ich habe Vermögen besessen, aber alles durchgebracht, wollte mich amüsieren... Er kam zu mir und versprach mir so viel Geld, daß ich mein altes Leben wiederaufnehmen könnte... Und

weil ich ihm glaubte, muß ich jetzt in dieser Spelunke wie ein Hund verrecken! Ah, ich will mich rächen!«

Er ballte die Fäuste zu einer letzten Drohung.

»Ich will mich rächen!« sagte er noch einmal. »Ich weiß sehr viel, mehr als er glaubt... Ich werde alles erzählen!«

Er hatte sich überanstrengt. Der Zorn hatte ihm eine Scheinenergie verliehen, jedoch um den Preis der letzten Lebenskraft. Er wollte weitersprechen und vermochte es nicht. Zweimal noch öffnete er den Mund; aus der Kehle drang nur ein erstickter Schrei ohnmächtiger Wut. Das war seine letzte Lebensäußerung. Blutiger Schaum trat ihm auf die Lippen, die Augen wurden matt, der Körper streckte sich, und unter krampfhaften Zuckungen fiel der Körper zu Boden. »Es ist vorüber«, flüsterte Gevrol.

»Noch nicht!« antwortete der junge Polizist. »Aber es dauert keine zehn Minuten mehr. Armer Teufel! Er wird uns nichts verraten.«

Gelassen, als hätte er einem alltäglichen Vorkommnis beigewohnt, erhob sich der Inspektor und klopfte sorgfältig den Staub von den Hosen.

»Macht nichts«, sagte er, »wir werden trotzdem erfahren, was wir wissen müssen. Der Bursche war Soldat, und auf den Knöpfen steht seine Regimentsnummer.«

Ein schlaues Lächeln kräuselte die Lippen des jungen Polizisten. »Ich glaube, Sie lassen sich täuschen, General.«

»Was...«

»Weil wir ihn in Uniform sehen, möchten wir annehmen...

Aber ich glaube nicht, daß der Unglückliche Soldat war.

Wollen Sie von zehn Beweisen auf der Stelle einen?

Überprüfen Sie, ob er die Haare vorschriftsmäßig geschnitten trägt. Wo hat man je einen Jungen von der Armee gesehen, dem das Haar bis auf die Schulter fällt?«

Der Einwand verblüffte den General, aber er faßte sich schnell und sagte schroff: »Denkst du, ich hab' meine Augen in der Tasche? Diese Beobachtung habe ich längst auch gemacht, und ich erkläre es mir so: Ein Luftikus, der

bei seinem Urlaub selbst das Haarschneidegeld verjuxt hat.«

»Na ja, wenn nur nicht...«

Doch Gevrol duldete keine weitere Widerrede mehr und sagte: »Genug geschwätzt! Mutter Chupin, die Spitzbübin, ist jedenfalls nicht tot.«

Mit diesen Worten ging er auf die alte Frau zu, die immer noch auf der Treppe kauerte. Seit die Streife in ihrem Hause war, hatte sie weder gesprochen noch aufgeblickt, noch sich auch nur gerührt. Mit einer raschen Bewegung riß Gevrol ihr die Schürze vom Gesicht. Zum Vorschein kam ein von Liederlichkeit, Hunger und Strömen Branntweins im Laufe der Jahre abscheulich häßlich gewordenes Weib: voller Runzeln, kein Zahn mehr im Mund, zusammengeschrumpft, nichts als Haut und Knochen, gelb und dürr wie altes Pergament.

»Vorwärts, aufstehen!« rief der Inspektor. »Deine Klagen rühren mich nicht! Du verdienst Prügel für das infame Gift, das du in deine Getränke tust, denn davon kriegen deine Trunkenbolde immer diese wahnsinnige Wut ins Gehirn.«

Die kleinen geröteten Augen der Alten suchten den Saal ab.

»Was für 'n Unglück!« jammerte sie mitleidheischend.

»Was soll aus mir werden? Alles zerbrochen und zerschlagen. Ich bin ruiniert!«

»Nun erzähl mal«, forderte der General kalt. »Wie ist denn die Schlacht losgegangen?«

»Davon weiß ich doch gar nichts! Ich saß oben und besserte Sachen von meinem Sohn aus. Da hörte ich Streit.«

»Und dann?«

»Na, natürlich bin ich runtergegangen, und gleich sah ich, daß die drei, die jetzt daliegen, diesem anderen, den Sie an den Stuhl gebunden haben, dem armen, unschuldigen Menschen, auf den Leib rücken. Denn er ist unschuldig, so wahr ich eine ehrliche Frau bin. Wenn mein Sohn Polyte

hiergewesen wäre, hätte er sich dazwischengeworfen. Aber ich, 'ne Witwe, was konnte ich schon machen? Ich hab' sofort um Hilfe geschrien.« Sie ließ sich zurück auf die Stufe sinken, als dächte sie, nun genug gesagt zu haben. Gevrol zwang sie mit einem rücksichtslosen Griff wieder auf die Beine.

»Wir sind noch nicht fertig«, sagte er. »Ich wünsche Einzelheiten.«

»Was für welche denn, lieber Herr Gevrol? Ich hab' nichts gesehen!«

»Was würdest du dazu sagen, Alte, wenn ich dich verhafte?«

»Es wäre eine große Ungerechtigkeit.«

»Das wird aber passieren, wenn du dich aufs Schweigen versteifst. Ich stelle mir vor, daß vierzehn Tage Saint-Lazare dir hübsch die Zunge lösen würden.«

Die Erwähnung des Frauengefängnisses wirkte zusehends belebend. Augenblicklich stellte die Witwe ihr heuchlerisches Jammern ein. Sie richtete sich auf, stemmte die Fäuste in die Hüften und begann Gevrol und seine Leute mit Schimpfworten zu überhäufen: Immer hätten sie was gegen ihre Familie, ob es nicht reichte, daß sie ihr wieder mal ihren Sohn, einen vorzüglichen Menschen, genommen hätten. »Aber denken Sie ja nicht, ich hab' Angst vorm Gefängnis. Ich wär' sogar froh, wenn ihr mich da meine Tage beschließen laßt, wo ich wenigstens vor Mangel geschützt wär'...«

Der General fühlte sich versucht, die Megäre niederzubrüllen, aber er erkannte, daß das keinen Erfolg haben würde. Besser, seine Leute lachten sie einfach aus. Er kehrte ihr abrupt den Rücken und trat an den Gefangenen heran. »Du jedenfalls wirst uns Auskünfte nicht verweigern?«

Der Mann zögerte eine Sekunde. »Was ich Ihnen zu sagen habe«, sprach er dann, »habe ich Ihnen gesagt. Ich habe Ihnen versichert, daß ich nicht schuldig bin. Außerdem hat

ein Mann hier im Todeskampf meine Erklärung bestätigt. Ein Gleiches tat diese alte Frau. Was wollen Sie noch? Wenn mich ein Richter fragt, werde ich vielleicht antworten. Bis dahin sage ich kein Wort mehr.«

Das war ein unerschütterlicher Entschluß, wie man dem Mann leicht ansehen konnte. Die Wendung durfte auch einen alten Inspektor der Sûreté nicht überraschen, denn es geschieht sehr oft, daß Verbrecher anfangs allen Fragen verbissenes Schweigen entgegensetzen. Das sind die erfahrenen und gewitzten, die den Untersuchungsrichtern schlaflose Nächte bereiten. Sie fußen auf der Erfahrung, daß sich ein Verteidigungssystem nicht aus dem Ärmel schütteln läßt, daß im Gegenteil Geduld und Nachdenken dazu gehören, weil alles ineinandergreifen und logisch gestützt sein muß. Trotzdem hätte Gevrol offensichtlich gern das Verhör fortgesetzt. Aber da wurde ihm gemeldet, der Soldat habe seinen letzten Seufzer getan, und er überlegte es sich anders.

»Der Rest, Jungs, kann später erledigt werden«, sagte er.

»Zwei von euch lasse ich hier, und wir anderen machen uns wieder auf den Weg. Ich habe hier meine Pflicht erfüllt. Das weitere Vorgehen befiehlt der Kommissar. Nehmt also unserm Kunden die Fesseln von den Beinen und bindet Mutter Chupin die Hände ein bißchen zusammen. Wir setzen die beiden im Vorübergehen in der Polizeistation ab.«

Sämtliche Polizisten beeilten sich zu gehorchen, mit Ausnahme desjenigen, der sich in dieser Nacht bereits zwei- oder dreimal nützlich erwiesen hatte. Er näherte sich dem Vorgesetzten, gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er ihn zu sprechen wünsche, und zog ihn zur Tür hinaus.

»Was willst du?« fragte Gevrol.

»Ich wüßte zu gern, wie Sie über den Fall denken?«

»Ich denke, mein Junge, daß vier Spitzbuben aneinandergeraten sind, ein Wort gab das andere, und das

artete in eine Schlägerei aus. Einer hatte einen Revolver und fackelte nicht lange. Das liegt auf der Hand.

Entsprechend seinem Vorleben, und natürlich auch dem der Opfer, wird über den Mörder geurteilt werden.

Vielleicht stellt sich heraus, daß ihm die Gesellschaft eigentlich Dank schuldet.«

»Sie halten weitere Nachforschungen und Untersuchungen für überflüssig?«

»Vollkommen überflüssig.«

Der junge Agent schwieg nachdenklich.

»Mir scheint die Sache nicht ganz so klar, General. Haben Sie sich den Mann genau angesehen, seine Haltung und seinen Blick beobachtet? Ich werde das Gefühl nicht los...«

»Welches Gefühl?«

»Vielleicht täusche ich mich, aber mir kommt es so vor, als ob hier der Schein trügt. Ja, ich glaube...«

»Du glaubst... Glaube zählt nicht. Erklär mal.«

»Ich wittere was, kann's nicht erklären...

Gevrol, der nur auf Bestimmtes und Sicheres ansprang, zuckte die Achseln.

»Kurzum«, sagte er, »du witterst ein Drama. Ein Rendezvous kostümierter Herren bei der Chupin in der ›Pfefferbüchse‹ wie auf der Theaterbühne... Such, mein Junge, such, ich erlaube es dir.«

»Wie? Sie erlauben?«

»Das heißt, ich befehle es dir. Du bleibst, und mit dir noch einer. Den kannst du dir meinetwegen auswählen. Und wenn du etwas findest, das ich nicht gesehen habe, dann darfst du mir eine Brille kaufen.«

* * *

Der Polizeiagent, dem Gevrol eine Untersuchung überließ, die er für sinnlos hielt, war neu im Dienst und zum

erstmals an einem Streifengang beteiligt. Er hieß Lecoq, war fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt, hatte ein blasses, fast bartloses Gesicht, volle Lippen und einen Schopf schwarzer Locken. Klein von Gestalt, doch gut proportioniert gewachsen, verriet er selbst in den geringsten Regungen eine ungewöhnliche Kraft. Bemerkenswert schienen die Augen, die aufflammten und erloschen wie die Feuer eines Leuchtturms, und die Nase, deren breite fleischige Flügel eine erstaunliche Beweglichkeit zeigten.

Lecoq stammte aus der Normandie. Einziger Sohn einer reichen alten Familie, hatte er eine solide Erziehung empfangen. Wenige Monate nach der Aufnahme eines Jurastudiums in Paris erreichten ihn innerhalb einer Woche Schlag auf Schlag die Nachrichten, daß sein Vater völlig ruiniert gestorben sei und seine Mutter den Gatten nur um Stunden überlebt habe. So stand er mittellos in der Welt und mußte doch leben. Er überschlug sein Wissen und fand, daß er nichts verstand, das ihm zu Brot verhelfen konnte.

Er versuchte sich in Beschäftigungen verschiedenster Art und entdeckte, daß er Energie besaß. Er erteilte Unterricht, kopierte Akten für einen Advokaten, betätigte sich als Annoncenaufnehmer, Versicherungsagent, Lohndiener. Zuletzt erhielt er eine Anstellung bei Baron Moser, dem berühmten Astronomen, wo er für hundert Francs im Monat schwindelerregende Berechnungen ins reine bringen mußte. Doch als er sich nach Ablauf von fünf Jahren noch immer auf demselben Fleck fand, trat Entmutigung ein. Die Gegenwart erschien ihm unerträglich, und die Zukunft empfand er als schreckliche Drohung. Er suchte Zuflucht in der Welt der Träume. Allein in seiner Mansarde, machte er es sich zur Gewohnheit, Nacht für Nacht darüber nachzudenken, wie er mit einem Schlage reich werden könnte. Einmal auf diese abschüssige Bahn geraten, vermochte er die Phantasie nicht mehr zu

zügeln. Widerstandslos an die Gespinste seines Hirns hingegeben, machte er an sich die Entdeckung einer eigentümlichen Erfindungsgabe, die instinktiv zum Bösen trieb. Selbst die kühnsten Diebstähle, die für besonders geschickt ausgeführt galten, durchschaute sein Auge als Beweise besonderer Ungeschicklichkeit. Ja, wenn er nur wollte! – Und dann suchte und fand er seltsame Kombinationen, bei denen der Erfolg mit mathematischer Genauigkeit verbürgt und Straffreiheit sicher erschienen. Solcherart Spekulationen wurden ihm nachgerade zur fixen Idee und so unausweichlich, daß der zuvor ehrenhafte junge Mann bald all seine Zeit mit dem Ersinnen der scheußlichsten Verbrechen ausfüllte. Schließlich bekam er denn doch Angst vor dem Spiel; das war, als er sich in einem Zustand wiederfand, wo es nur eine Stunde der Verwirrung brauchte, um von den Gedanken zur Tat, von der Theorie in die Praxis hinüberzuwechseln.

Eines Tages fühlte er sich in der Tat unwiderstehlich getrieben, seinem Brotherrn einen Plan vorzulegen, wie man es anstellen müsse, wollte man in London und Paris auf einen Schlag fünf- bis sechshunderttausend Francs kassieren. Zwei Briefe, ein Telegramm, und die Sache war erledigt.

Der Astronom staunte über die Einfachheit der Mittel und konnte seine Bewunderung nicht versagen, hielt es bei längerer Erwägung aber für unklug, einen so erfinderischen Sekretär bei sich zu behalten. Anderntags überreichte er ihm das letzte Monatsgehalt.

»Wer solche Anlagen besitzt und arm ist wie Sie, wird ein berüchtigter Dieb oder ein berühmter Polizeimann. Sie haben die Wahl!«

Bestürzt zog sich Lecoq zurück. Doch die Worte des Astronomen schlugen in ihm Wurzeln. Warum, sagte er sich, sollte ich einen guten Rat nicht befolgen?

Der Gedanke an die Polizei flößte ihm keinen Abscheu ein. Oft schon hatte er diese geheimnisvolle Macht bewundert,

deren Arm überallhin reichte, die niemand hörte noch sah, die ihrerseits aber alles hörte und sah. Die Vorstellung, ein tätiges Instrument dieser Vorsehung zu sein, reizte ihn. Er dachte sich in einen nützlichen und ehrenvollen Gebrauch seiner besonderen Talente hinein, sah sein Leben erfüllt von Leidenschaft, Aufregung, Kampf und wunderbaren Abenteuern und zur Krönung die Bekanntheit und den Ruhm seines Namens. Mit einem Wort, der Beruf nahm ihn in Besitz. Dank einem Empfehlungsschreiben des Barons Moser trat er eine Woche nach der Entlassung seinen Dienst als Agent der Sûreté an.

Anfangs erlebte er grausame Enttäuschungen. Er hatte sich die Erfolge vorgestellt, nicht aber, wie sie zustande kamen. Es erging ihm wie einem naiven Theaterbewunderer, der zum erstenmal hinter die Kulissen gelangt, die von Ferne blenden und bezaubern. Doch er fühlte in sich die Begeisterung und den Eifer dessen, der sich auf richtigem Wege weiß. Er hielt aus, verschleierte seinen Ehrgeiz mit falscher Bescheidenheit und vertraute darauf, daß es ihm früher oder später gelingen müsse, seine Talente zu beweisen.

Hier in der »Pfefferbüchse« sah er die ersehnte Chance, nach der er seit Monaten spähte, gekommen. Als er sich an den Fensterladen hängte und in den Schankraum lugte, verspürte er eine erste Ahnung, die sich zur Überzeugung verdichtete, als seinem Spürsinn bestimmte, von allen anderen unbemerkte Umstände aufgingen, die er sorgsam bei sich registrierte.

Das Glück war mit ihm, er fühlte es, als er sah, wie Gevrol sogar elementare Formalitäten vernachlässigte und in einem Ton, der jeden Widerspruch ausschloß, erklärte, der dreifache Mord sei die Folge einer wilden Auseinandersetzung zwischen Vagabunden. Meinetwegen verrenn dich in deinen Irrtum, dachte er, bau auf den Anschein, wenn du nichts entdecken kannst. Ich will dir

zeigen, daß meine junge Theorie mehr wert ist als deine alte Praxis.

Die Nachlässigkeit des Inspektors verschaffte ihm die Gelegenheit und den Auftrag zum Handeln. Auf eigene Faust etwas zu unternehmen wäre unmöglich gewesen. Es hätte ihn dem Vorwurf des Ehrgeizes und der Rücksichtslosigkeit ausgesetzt, der schwer wog in einem Beruf, wo die verletzte Eitelkeit eine Konkurrenz mit erstaunlicher Schnelligkeit erkennt und beleidigter Dünkel zu seiner Rache vielerlei Bosheiten und Verrätereien ins Werk zu setzen vermag.

Lecoq verbarg seine Freude. Während die anderen zum Abmarsch rüsteten, saß er auf einer Tischkante und gab sich gleichgültig gegen den Trubel um ihn herum. Aber er wagte kaum, den Kopf zu heben, so sehr fürchtete er, seine Gedanken zu verraten, und so sehr bangte er, man könnte ihm seine Pläne und Hoffnungen von den Augen ablesen. In Wirklichkeit fieberte er vor Ungeduld. Willfährig ließ der Mörder über sich alle die Maßnahmen ergehen, die verhindern sollten, daß er floh. Dagegen brauchte es viel Zeit, bis der Witwe Chupin die Hände gefesselt waren. Sie heulte und schlug um sich, als ginge es darum, sie zum Scheiterhaufen zu führen, um sie lebendigen Leibes zu verbrennen.

Die werden überhaupt nicht fertig, dachte Lecoq. Sie wurden fertig. Gevrol gab den Befehl zum Abzug. Er verließ als letzter die Wirtschaft und versäumte nicht, seinem Mann zum Abschied noch ein paar Spottworte zuzurufen. Lecoq antwortete nicht. Er trat vor die Tür. Er wollte sehen, daß die Streife wirklich abrückte. Noch beherrschte ihn die Angst, Gevrol könnte sich besinnen, einen anderen Entschluß fassen und zurückkehren, um die Sache selber in die Hand zu nehmen.

Die Aufregung war unbegründet. Das Geräusch der Schritte und die Schreie der Witwe Chupin verloren sich in der Nacht. Lecoq trat zurück in den Saal. Er brauchte sich

nicht länger zu verstellen. Den Fuß aufsetzend wie ein Feldherr, der von erobertem Land Besitz ergreift, rief er: »Alsdann, Tod oder Leben!«

* * *

Lecoq hatte sich einen wenig intelligenten Mann ausgewählt. Dabei hatte ihn nicht die Furcht geleitet, er würde sonst die Früchte des Erfolgs teilen müssen. Er wollte einfach jemanden zur Hand haben, dem sich notfalls Gehorsam abverlangen ließ.

Es war ein gutmütiger Alter von fünfzig Jahren, der früher bei der Kavallerie gedient hatte. Im Laufe der Zeit hatte er viele Präfekten kommen und gehen sehen. Mit den von seiner Hand gefaßten Missetätern hätte man ein Bagno füllen können, obwohl er weder besonders stark noch besonders eifrig war: Er hatte die empfangenen Befehle lediglich mit militärischer Sturheit ausgeführt und seine Arbeit wie ein altes Pferd im Göpelwerk getan. Wenn er dienstfrei war und ein paar Sous in der Tasche klimperten, langte er nach der Flasche. Aber er betrank sich nie bis zur Besinnungslosigkeit. Sein richtiger Name war auf der Präfektur längst vergessen. Bei allen hieß er nur noch Vater Absinth.

Wie sich denken läßt, bemerkte der Alte weder den Elan seines jungen Kollegen noch den Triumph, der ihm im Gesicht geschrieben stand. »Tatsache«, sagte er, als sie beide allein waren, »das war ein großartiger Gedanke, daß du mich hierbehalten wolltest, und ich danke dir dafür. Die anderen müssen die ganze Nacht in Schnee und Dreck herumwaten, und ich darf gemütlich ein Schläfchen machen.«

Die Schenke troff von Blut, auf dem Boden lagen noch warme Leichen, und er sprach von Schläfchen machen!

Freilich hatte er in seinem Leben schon ähnliches mit ansehen müssen, und Gewohnheit stumpft das Entsetzen ab, zumal wenn es der eigene Beruf mit sich bringt – durch sie gewinnt der Soldat die Kaltblütigkeit im bedrohlichen Handgemenge und der Chirurg die Ruhe, wenn der Patient wimmert und sich unter dem Skalpell windet.

»Ich hab' mich oben ein bißchen umgesehen«, fuhr der Alte fort, »da steht ein Bett. Wir können es abwechselnd benutzen.« Lecoq ließ ihn schwatzen.

»Warten Sie noch ein Weilchen mit dem Hinaufgehen«, sagte er dann. »In fünf Minuten, ja in spätestens fünf Minuten sollen Sie das Geheimnis, das ich in der Geschichte wittere, mit Ihren Händen greifen können, ich weiß, was ich sage.« Und dann begann er dem Alten hastig auseinanderzusetzen, daß die Sache nicht so einfach liege, wie es den Anschein habe, daß sie einigen Hinweisen nachgehen müßten, weil Gevrol mit seinem Urteil im Irrtum sei; er, Lecoq, wolle dem wahren Geheimnis auf die Spur kommen.

»Unsinn!« entgegnete Vater Absinth gähnend. »Der General weiß, was zu tun ist. Du hältst dich für klüger?«
»Na, machen Sie, was Sie wollen«, lenkte Lecoq ein. »Dann erledige ich die Arbeit allein. Aber wenn es eine Gratifikation gibt, stecke ich sie auch allein ein, versteht sich.«

Bei dem Wort Gratifikation spitzte der alte Polizist die Ohren. Eine Vision unzähliger Flaschen mit der grünlichen Herzstärkung, deren Namen man ihm angehängt hatte, trat vor sein geistiges Auge, ihn zu verführen. »Also überzeug mich«, sagte er, stellte einen Strohschemel auf die Beine und setzte sich.

Lecoq trat nahe an den Alten heran. »Vor allem«, fragte er, »wofür halten Sie die Person, die wir arretiert haben?«

»Wohl ein Schaueremann – oder ein Lumpensammler.«

»Demnach meinen Sie, er kommt von ganz unten, kann demnach nicht groß Erziehung genossen haben?«

»Stimmt.«

Während Lecoq sprach, sah er seinen Kollegen unverwandt an. Es erging ihm wie so vielen anderen, die wirklich etwas können. Ihm fehlte es an Selbstvertrauen, und er glaubte, wenn er dem schwerfälligen Starrkopf seine Auffassung plausibel zu machen verstand, wäre das zugleich ein Beweis für ihre Richtigkeit.

»Was würden Sie sagen«, fuhr er fort, »wenn ich Ihnen erklären kann, daß der Mensch eine gute, sogar eine ganz ausgezeichnete Erziehung erhalten haben muß?«

»Also, das ist hervorragend, würde ich sagen. Aber du denkst, ich bin dumm, und willst mir was einreden.«

»Nein, die Sache läßt sich einfach erklären. Sie entsinnen sich der Worte, die er sprach, als er von meinem Stoß hinfiel?«

»Hab' sie noch in den Ohren. Die Preußen sind da, hat er gesagt.«

»Können Sie sich vorstellen, was er damit meinte?«

»Was für eine Frage! Das hab' ich gleich begriffen. Er mag die Preußen nicht – er wollte uns beleidigen.« Lecoq hatte diese Antwort erwartet.

»Glauben Sie, Vater Absinth?« sagte er ernst. »Sie sind auf dem Holzweg, bestimmt. Den Beweis, daß der Bursche eine Bildung besitzt, die in den Unterschichten nicht erteilt wird, haben wir damit, daß ein alter Praktikus wie Sie die Stimmung und den Sinn dieses Ausrufs nicht erfassen konnte. Der Satz mit den Preußen hat mir ein Licht aufgesteckt.«

Vater Absinths Gesicht drückte die komische Verblüfftheit eines Menschen aus, der eine Mystifikation wittert und sich fragt, ob er lachen oder zornig werden soll. Er entschied sich für Zorn.

»Du bist mir etwas zu grün«, brüllte er los, »als daß du dir erlauben dürftest, mich alten Mann zum besten zu haben!«

»Momentchen«, unterbrach Lecoq, »ich werde alles erklären. Von der unglücklichen Schlacht bei Waterloo

haben Sie gehört...«

»Ich sehe nicht, was das für einen Zusammenhang...«

»Dann wissen Sie«, fuhr Lecoq fort, »daß die Schlacht gewonnen schien, die Engländer begannen zu wanken, und schon rief der Kaiser: Wir haben sie!, als plötzlich neue Truppen herannahten. Es war die preußische Armee. Die Schlacht war für uns verloren.«

Nie in seinem Leben hatte Vater Absinth seinem Begriffsvermögen eine so gewaltige Anstrengung zugemutet. Die Mühe war nicht vergebens. »Ich hab's! Ich hab's!« schrie er plötzlich, als hätte er, wie Archimedes, ein hochwichtiges mathematisches Problem gelöst. »Der Mann meinte die Worte bildlich!«

»Getroffen, Papachen«, sagte Lecoq und nickte bestätigend. »Aber ich bin noch nicht fertig. Die Preußen hatte der Kaiser nicht erwartet, aber einen anderen sehr wohl, Grouchy, seinen General, mit fünfunddreißigtausend Mann. Verstehen Sie? Ich meine, vorausgesetzt natürlich, daß es sich bei den Worten des Mannes wirklich um eine Anspielung handelte und daß sie sich auf das vollständige Ereignis bezog, so könnte das bedeuten, daß auch er wen erwartete, aber nicht einen Feind, der die Position gänzlich verdarb, sondern Freunde. Und jetzt können Sie schlafen gehen.«

»Donnerwetter!« murmelte Vater Absinth, und seine Augen glänzten frisch und klar. »Donnerwetter, du bist ein Mordskerl! Aber stimmt ja, du hast durch den Fensterladen geguckt, du wirst was gesehen haben.« Der junge Polizeiagent schüttelte den Kopf. »Ich schwöre, ich habe nichts als den Kampf zwischen dem Bewaffneten und dem als Soldaten verkleideten armen Teufel gesehen. Es waren diese Worte, die meine Aufmerksamkeit erregten, und weiteres Nachdenken hat mich in meinem Verdacht bestätigt. So fragte ich mich, warum der Mensch unser Erscheinen abgewartet und nicht lieber die Flucht ergriffen hat.«

Mit einem Sprung stand Vater Absinth auf den Füßen.
»Warum? Weil es Komplizen gibt und er ihnen Zeit lassen wollte, sich in Sicherheit zu bringen. Ach, jetzt begreife ich!«

Lecoq lächelte triumphierend. »Genau das habe ich mir gesagt. Und nun ist's nicht schwer, uns zu vergewissern, ob unsere Vermutung auf Grund baut. Draußen liegt Schnee.« Er brauchte den Alten nicht aufzufordern. Der nahm sich eine Kerze und schlurrt Lecoq voran zur Hintertür, die in einen kleinen Garten führte. Hier hatte es noch nicht getaut. Auf der weißen Schneedecke zeichneten sich als schwarze Flecken zahlreiche Fußstapfen ab. Lecoq warf sich ohne Zögern hin, um die Spuren zu untersuchen. Aber er stand sofort wieder auf. »Die stammen nicht von Männerfüßen«, sagte er. »Hier sind Frauen gegangen.«

* * *

Bei Starrköpfen vom Schlage des Vaters Absinth, die Meinungen anderer Leute immer erst abwehren, findet sich die Neigung, blindlings zu vertrauen, wenn sie einmal überzeugt wurden. Hat sich in ihrem leeren Schädel ein Gedanke festgesetzt, füllt er ihn ganz aus. Der Alte wußte von nun an sicher, daß der kluge Gevrol geirrt hatte. »Hervorragend! Ganz ausgezeichnet!« rief er überschwenglich. »Wer die Frau hat, hat den Fall. Cherchez la femme!«

Lecoq war von seiner Entdeckung nicht entzückt. Er fand im Gegenteil alle Hoffnungen vernichtet. Das sinnreiche Bauwerk seiner Phantasie stürzte mit einem Schlage zusammen. Wenn zwei Frauen ins Komplott gehörten, erklärte sich alles auf die natürlichste und gewöhnlichste Weise: der Kampf, die Aussage der Witwe Chupin, die

Worte des sterbenden Jungen in der Soldatenuniform. Dann barg das Verhalten des Schießwütigen keinerlei Geheimnis. Er hatte ausgeharrt, um den Frauen den Rückzug zu decken. Sie zu retten, hatte er sich geopfert – mit jener Ritterlichkeit, die im französischen Nationalcharakter so tief wurzelt, die sich sogar bei den elendesten Strolchen von selbst versteht. War aber kein Geheimnis mehr in der Geschichte, so gab es auch keine Untersuchung, deren Ergebnisse die Welt in Staunen setzten, und keinen Ruhm, der sich durch ein Bravourstück über Nacht gewinnen ließ. Blieb nur die seltsame Anspielung auf die Schlacht von Waterloo. Aber was konnte sie nun noch bedeuten? Nichts! Denn auch der gebildete Mann kann sich in Tiefen versteigen, wenn die Leidenschaft regiert. Und das Karnevalstreiben erklärte jede Vermummung. Vater Absinth zeigte Ungeduld.

»Wollen wir ewig wie angenagelt stehenbleiben«, fragte er ärgerlich, »jetzt, da unsere Untersuchung so glänzende Resultate zeitigt?«

Lecoq klangen die Worte wie bitterste Ironie.

»Lassen Sie mich zufrieden«, fuhr er den Alten an. »Und vor allem, gehen Sie nicht weiter in den Garten. Sie beschädigen mir sonst die Spuren.«

Vater Absinth machte sich mit ein paar Flüchen Luft, erhob aber keinen Einwand. Er hatte sich bereits der überlegenen Intelligenz, dem Willen und der Tatkraft seines jungen Kollegen untergeordnet.

Lecoq nahm den Faden seiner Schlußfolgerungen wieder auf: Der Schütze feierte auf dem Ball im »Regenbogen« drüben bei den Festungswerken und ist danach mit zwei Frauen weitergezogen in die »Pfefferbüchse«. Er trifft hier auf drei Gäste. Die machen sich über ihn lustig, oder sie werden den Frauen gegenüber zu galant. Er nimmt die Sache krumm, die anderen fangen an, ihn zu bedrohen, er steht allein gegen drei, führt aber die Waffe mit sich,

verliert den Kopf und gibt Feuer. Aber, unterbricht er den Gedankengang, war es wirklich der Mörder, der die Frauen mitbrachte? Kommt er vor Gericht, so könnte die ganze Verhandlung an dieser Frage festhaken. Vielleicht gelingt es mir, sie zu lösen.

Sofort durchquerte er den Schankraum, um den Boden im Umkreis der von Gevrol eingetretenen Tür zu untersuchen. Vergebliche Mühe! Da lag nur noch wenig Schnee, und zu viele Leute waren ein und aus gegangen; der Boden war zerstampft, nichts ließ sich mehr unterscheiden. Lecoq weinte fast vor Wut. Unwiederbringlich verloren sah er seine fieberhaft ersehnte Gelegenheit. Er glaubte schon Gevrols unverschämte Sarkasmen zu hören. »Der General behält recht«, flüsterte er leise, daß Vater Absinth es nicht hören konnte, »und ich bin ein Dummkopf. Da ist es wirklich am besten, man ruht aus und wartet, bis der Kommissar erscheint.«

Aber Vater Absinth hatte von seiner Energie nichts eingebüßt und weigerte sich aufzugeben. »Wenn du lieber faulenzen willst, betreibe ich das Geschäft allein«, sagte er schlau, und Lecoq mußte unwillkürlich über die Retourkutsche lächeln.

»Also ans Werk«, sagte er mit einem Seufzer, denn der Alte hatte natürlich recht. Wenn er jetzt weiterarbeitete, brauchte er sich später wenigstens keine Vorwürfe zu machen. »Vor allem müssen wir nachschauen, ob wir im Haus eine Laterne finden, denn mit unserer flackernden Kerze werden wir draußen im Nachtwind kaum was ausrichten.«

Sie brauchten nicht lange herumzustöbern. In der Schlafkammer der Witwe Chupin konnten sie sich bedienen. »Ein richtiges Diebslämpchen«, sagte der Alte mit breitem Lächeln; so zierlich und gepflegt war die Laterne, daß schon der bloße Augenschein lehrte, zu welchem Zweck sie bestimmt war.

Lecoq hatte sich beim ersten Hinsehen nicht getäuscht. Es war kein Zweifel möglich, daß zwei Frauen die »Pfefferbüchse« auf dem Weg durch die Hintertür verlassen hatten, und zwar in eiligem Lauf, was sich eindeutig aus dem großen Abstand und der Tiefe der Abdrücke ergab.

Übrigens waren die Spuren der beiden Flüchtigen so auffällig verschieden, daß es Vater Absinth sofort auffiel. »Die eine von den lustigen Schwestern«, brummte er in den Bart, »muß ein hübsches Füßchen am Bein sitzen haben.«

Eine der Spuren verriet einen zierlichen kleinen Fuß und feine Stiefelchen mit modischen hohen Absätzen und dünnen Sohlen. Die andere zeichnete einen kurzen plumpen Fuß nach, der in festen flachen, zur Spitze verbreiterten Schuhen gesteckt hatte. Es war keine große Entdeckung, doch sie reichte hin, in Lecoq Hoffnungen wiederzuerwecken; denn freudig begrüßt der Mensch alles, was seinen Ideen schmeichelt. Mit vor Spannung klopfendem Herzen kroch der junge Agent noch ein Stück über den Schnee, nach anderen Spuren Ausschau haltend. Plötzlich bückte er sich und stieß einen Schrei aus.

»Was gibt's?« fragte der alte Polizist prompt. »Was siehst du?«

»Sehen Sie selber! Hier!«

Vater Absinth schaute hin. Vor Überraschung ließ er fast die Laterne fallen.

»Äh«, sagte er gepreßt, »ein Männerfuß!«

»Stimmt! Und der Bursche trug herrliche Stiefel. Ein feiner Abdruck. Man kann sogar die Nägel zählen.«

»Mir kommt es aber so vor«, warf Vater Absinth zurückhaltend ein und kratzte sich heftig hinterm Ohr, offenbar seine Art, den trägen Verstand anzustacheln, »ja, ich glaube, dieser Mann hat die Schenke nicht betreten. «

»Zum Teufel, ja! Die Richtung des Abdrucks bezeugt das deutlich genug. Nein, er ist nicht drin gewesen, er wollte

hineingehen, hat aber den Punkt hier, wo wir stehen, nicht überschritten. Auf Zehenspitzen, mit vorgerecktem Hals und gespitzten Ohren ist er herangeschlichen, und dann hat er plötzlich ein Geräusch vernommen... die Furcht packte ihn, und er machte sich schleunigst aus dem Staube.«

»Oder er sah die Frauen aus der Hintertür stürzen.«

»Nein. Die Frauen waren schon nicht mehr im Garten, als er ihn betrat.«

Das schien Vater Absinth denn doch eine zu gewagte Behauptung. »Wer kann das schon wissen!«

»Ich weiß es genau!« rief Lecoq. »Sie zweifeln, weil Ihre Augen nicht mehr gut sehen. Halten Sie mal die Laterne etwas näher, und Sie werden erkennen, daß unser Mann seinen schweren Stiefel über einen Tapfen der Frau mit dem kleinen Fuß setzte und ihn zu zwei Dritteln zertrat.«

Der Alte starrte verblüfft auf den unwiderlegbaren Beweis.

»Ist nun«, fuhr Lecoq fort, »dies die Hinterlassenschaft des Komplizen, den der Mörder erwartete? Oder ist es die Zufallspur eines Vagabunden? Das müssen wir zunächst herausbringen, und wir werden's erfahren. Kommen Sie!«

Das Gärtchen war mit über Kreuz gestellten, gut drei Fuß hohen Latten eingezäunt. Als Lecoq um das Haus gelaufen war, dem Täter den Fluchtweg abzuschneiden, war er gegen das Hindernis gerannt und hatte es in der Angst, zu spät zu kommen, sehr zum Schaden seiner Hosen im Sprung genommen; er hatte sich nicht darum kümmern können, ob der Zaun einen Ausgang besaß. Es gab einen. Es war eine schmale, aus Brettern zusammengehauene Tür. Direkt darauf zu laufen die in den Schnee eingedrückten Fußspuren.

»Aha!« konstatierte Lecoq, dem dieser bezeichnende Umstand natürlich nicht entging. »Die sind heute abend nicht zum erstenmal in der ›Pfefferbüchse‹ gewesen, behaupte ich. Wer in aller Welt wird denn von diesem Pförtchen etwas ahnen, davon können nur Stammgäste der